

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 60 (1955-1956)
Heft: 17

Artikel: Nebeltag
Autor: We.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einmal dadurch aus, daß sie etwas zu sagen haben, und weiter dadurch, daß sie schönes, besonnenes Maß halten.

Um solches höheres Maß in Kunst und Leben geht es, hier wie in früheren Werken, *Hermann Hiltbrunner*: «*Wenn es Abend wird*», Artemis-Verlag, Zürich 1955, Gedichte, die zu der schönsten heutigen Gedankenlyrik gehören: «Aus der Wirnis in die Ordnung / führt mein Weg und geht er täglich. / Denn des Wandlenden Verstrickung / ist dem Herzen unerträglich.» Hiltbrunners Verse sind schlicht, formsicher wie je, oft an Sprüche und Kirchenlieder gemahnend: «Hol mich über, Ewigkeit / in dein anfangloses Reich. / Mache meine Enge weit / und mein Wesen deinem gleich», und suchen mit gedanklicher Klarheit und Konzentration nach dem Dauernden in der Zeit: «Nur geordnet und geschlichtet / auf das unerfaßlich Feste / bleibt mein Irdisches geschlichtet / und mein Weg der allerbeste.»

*Tief hängt die Sonne überm Wintersee;
langarmige Schatten fallen in den Schnee —
so früh beschenkt nur, wer zuvor geraubt ...
es ist ein Frühlingstag, den keiner glaubt.*

*Ob diesem winterlichen Sonnenkuß
erblüht im Garten meine Zaubernuß;
dem Strauch entströmt ein leiser Wohlgeruch —
in dieser Zeit? Zwiefacher Widerspruch!*

*Die Flocken-Blüten haben sich entrollt;
auf Silbergrund glänzt Filigran von Gold —
unzeitgemäßer blühte nie ein Strauch:
mein Hamamelis blüht — zu wes Gebrauch?*

*Verloren steht er im gefrorenen Schnee;
die Sonne strahlt, die Kälte tut nicht weh;
er steht in dieser Welt — zu spät, verfrüht?
Gleichviel, gleichviel: mein Hamamelis blüht!*

Einen lokaleren, ausgesprochen schweizerischen Ton haben die beiden andern Lyriker.

Martin Schmid in «*Tag und Traum*», Gedichte, Ähren-Verlag, Affoltern a. A. 1956, gestaltet mit typisch bündnerischem, d. h. kräftigem und lebhaftem Temperament seine Heimat, den Berg, die Alp, das Gewitter über den Arven von Tamangur. Gestalten aus der Bündner Geschichte, aus den Bündner Dörfern, Lichter und Schatten aus dem farbigen Kreis der Jahreszeiten, Spuk und Gespenster und allerorten, auch ungerufen, «Pan, den bärigen Sünder». Er liebt das nicht ganz Geheure, Wilde, Hitzige, Starke, Überragende und klar Strahlende. Seine Sprache ist zupackend und bewegt: «Hell wächst die Alp in gelber Runde» oder «In Feuern blüht der Dorn durchs Land». Sie erlaubt sich keine Versponnenheiten. Die Stärke Martin Schmids ist die Ballade und die Verserzählung. Stücke wie «*Tamangur*», «*Die verlassene Alp*» verdienen fruchtbare Verbreitung in der Schule.

Nebeltag

*Ein grauer toter Nebeltag.
Im Reif der dürre Brombeerhag.*

*Kein Bach, der rauscht. Kein Wind will wehn.
Drei Erlen grau wie Büßer stehn.*

*Jetzt stäubt vom Strauch ein Wölklein los
von blankem Vogelschwingenstoß,*

*und durchs Gewölk des Himmels bricht
ein Sonnenpfeil, ein Speer von Licht,*

*das zart den Silberreif durchstrahlt
und götterschön ein Wunder malt*

*wie jenes, dem einst Mose stand:
In Feuern blüht der Dorn durchs Land!*

Georg Thürer: «*Der Ahorn.*» Neue Gedichte. Verlag Tschudy & Co., St. Gallen 1955. Hier liegt das typisch Schweizerische, ja Alemannische, nicht nur im Sujet («O Herr der Stiege und der Stürze»), sondern auch im Vokabular, in Verkleinerungen und Dialektwörtern: «Am Schermen saß ich, als er kam, drei Arveln Schnee vom Hütchen nahm.» Vor den kräftigen vaterländischen und religiösen Gedichten, von denen «Hohlicht», «Körner» («Tod sammelt Sand in Uhren / Leerlauf gemeßner Zeit. / Engel betreten die Fluren / suchen uns ewig bereit») und «Im Ring des Meisters» («Zerbrich die falschen Maße / und eich uns alle neu») hervzuheben sind, findet sich ein reicher Zyklus idyllischer Lyrik, oft plaudernd: «Wie

heißest du, mein Flurgespan? / Ich bin dein Bruder Thymian», mit leicht prosaischem Einschlag, oft kraus wortschöpferisch (ein «würzig Rüchlein», «ein goldenes Fahr» usw.), oft aber makellos frisch, wie in «Flutender Frühling», «Haus der Liebe» und «Einkehr»: «Kupfern blinken nasse Zäune / rot verschwimmt ein Regentag. / Schindelschuppig trieft die Scheune / hinter beerenbuntem Hag.» We

Thymian

*Ein würzig schöner Thymian
hat es mir heute angetan.*

*Ich ging im Tale Sonnebald
und lag am Steig zum Augstenwald.*

*Die Hände unters Haupt gelegt,
kein Lüftchen hat sich rings geregt.*

*Kein Vogel flog, es ging kein Schuh —
die Stille hört sich selber zu.*

*Da schwebt ein feines Wölklein Duft,
ein Schimmer durch die Sommerluft.*

*Ich wandte mein Gesicht behend:
wer mir so gute Gabe spend.*

*Da stand ein Pflänzlein atemnah
gar blattgesund und aufrecht da.*

*Ein rosig Kränzlein, braun der Kern.
Man sah's, man roch's: er blühte gern.*

*Wie heißest du, mein Flurgespan?
Ich bin dein Bruder Thymian.*

Paul Gauguin, der edle Wilde

Romanhaft, wie für einen Film ausgedacht, lautet der Titel dieses Buches, das der Rascher-Verlag in gediegenem Leinenband, mit gutem Papier, klaren Lettern und vielen Bildern herausgegeben hat. Wie ein Roman spielt sich das Leben des Malers vor uns ab, der erst spät seine Neigung und Begabung zur Malerei entdeckte und dieser Kunst Wohlstand, Familie und sich selbst zum Opfer brachte. Wie und weshalb es so kam, berichten die Autoren auf Grund von Dokumenten, Briefen, Tagebüchern, Notizen von Zeitgenossen. Sie versuchen die innern Beweggründe von Gauguins Handeln zu erfassen, sie unternehmen es, so sachlich als möglich zu bleiben und doch mit innerer Anteilnahme des Malers Wesen aufzudecken, ohne Beschönigung, ohne Verdammung.

Leben und Kunst, Mensch und Werk sind untrennbar, so kann die Bedeutung von Gauguins Lebenswerk nicht verstanden werden ohne Kenntnis seines Lebens und Wesens. Wer die Menschen in Gut und Böse einteilt, lasse dieses Buch ungelesen. Wer aber hineinblicken will in eine hundertfältige Menschenseele, wer den Leidensweg eines Künstlers mitgehen will, der vertiefe sich in das Buch. «Homo sum, nihil humani a me alienum puto» — «Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd», diese stolze Devise des Humanismus darf der Maler Gauguin auch für sich in Anspruch nehmen. Durch Tiefen ist er gewatet, nachdem er den sanften, ebenen Weg der wohlhabenden Bürgerlichkeit verlassen, und selten hat er Höhen erreicht, wo er dem Augenblick hätte zurufen können: «Verweile doch! Du bist so schön!». Auch sein Aufenthalt fern von «Europens übertünchter Höflichkeit», im Tropenparadies Tahiti, war durchsetzt mit Irdischem, mit Menschlich-Allzumenschlichem. Jedoch von da stammen Gauguins schönste, reifste und edelste Werke, Bilder, die seine Zeitgenossen entweder in Erstaunen und Bewunderung oder in heftige Ablehnung brachten, die uns als Inbegriff farbiger und formaler Schönheit und als Wegweiser in die Malerei unserer Zeit bekannt sind. Gauguin wußte, daß es dazu kommen würde, diese innere Gewißheit gab ihm die Kraft, seiner Berufung treu zu bleiben.

Die Lektüre dieses Buches macht uns bekannt mit den Zeitgenossen des Malers, mit seinen Freunden und Feinden, mit seiner Familie. Die ganze Epoche, das letzte Viertel des 19., der Beginn des 20. Jahrhunderts, ersteht mit all ihren Geistesströmungen. Es sei den Leserinnen deshalb empfohlen, sich neben der Malerei auch